

*Von Marc Hofmann ist im
Knaur Taschenbuch Verlag bereits erschienen:
Der Mathelehrer und der Tod*

Über den Autor:

Marc Hofmann, Jahrgang 1972, ist Gymnasiallehrer für Deutsch und Englisch in Freiburg. Von diesem Halbtagsjob nicht ganz ausgelastet, hat er bereits zwei Romane veröffentlicht und tritt regelmäßig mit seiner Band »Die Ständige Vertretung« sowie seinem Kabarettprogramm »Der Klassenfeind« auf, das sich rund um das Thema Schule dreht. Mit »Horvath und die verschwundenen Schüler« geht seine Lehrer-Krimireihe in die zweite Runde.

MARC HOFMANN

HORVATH
UND DIE
VERSCHWUNDENEN
SCHÜLER

DES LEHRERS
ZWEITER FALL

KNAUR 

Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de

Aus Verantwortung für die Umwelt hat sich die Verlagsgruppe Droemer Knaur zu einer nachhaltigen Buchproduktion verpflichtet. Der bewusste Umgang mit unseren Ressourcen, der Schutz unseres Klimas und der Natur gehören zu unseren obersten Unternehmenszielen. Gemeinsam mit unseren Partnern und Lieferanten setzen wir uns für eine klimaneutrale Buchproduktion ein, die den Erwerb von Klimazertifikaten zur Kompensation des CO₂-Ausstoßes einschließt. Weitere Informationen finden Sie unter: www.klimaneutralerverlag.de



Originalausgabe August 2021

Knaur TB

© 2021 Knaur Taschenbuch

Ein Imprint der Verlagsgruppe

Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Redaktion: Regine Weisbrod

Covergestaltung: Carolin Liepins

Coverabbildung: Carolin Liepins

Satz: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-426-52548-7

2 4 5 3 1

Für Zoë, Silas und Greta

*Jede Zeit ist ein Rätsel, das nicht sie selber,
sondern erst die Zukunft löst.*

Rudolf von Jhering

*In the pines in the pines where the sun don't
ever shine I would shiver the whole night through*

Folksong / Leadbelly

Prolog

Vertrauen Sie auf Gott. Und halten Sie Ihr Pulver trocken.
Ein Rat des großen Hercule Poirot.

Ich bin draußen.

Habe die Hütte verlassen, die erst ein Schutzraum und dann ein Gefängnis war.

Der Wind peitscht mir den Schneeregen so heftig ins Gesicht, dass es wehtut. Was hat Martin gemeint? *Sometimes it snows in April*. Damit hat er wieder einmal recht behalten.

Was ich hier tue, ist dumm, unvernünftig, riskant und fahrlässig.

Und genau richtig.

Denn wenn wir noch länger warten, wird das hier in einem Desaster enden. Das tut es vielleicht ohnehin, aber so gibt es zumindest eine winzige Möglichkeit, wie sich alles noch zum Guten wenden kann. Außerdem konnte ich gar nicht mehr länger drinbleiben. Es war dieses Gefühl, gleich zu ersticken.

Ich lasse sie alle zurück. Niemand folgt mir. Nur Betty weiß Bescheid. Aber jetzt bin ich alleine, und alles hängt von mir ab.

Ein bleicher Mond scheint durch ein Loch in der ansonsten dicht und tief hängenden Wolkendecke und taucht die vom Schneeregen weiß überzogene Landschaft in ein gespenstisches Licht.

Ich laufe los.

Mit einem genauen Plan. Er kann nicht funktionieren, aber aus irgendeinem Grund bin ich überzeugt, dass er es genau deshalb tun wird.

Ich will meine Schüler hier vollzählig rausholen. *Leave no child behind*, sagen die Angelsachsen, auch wenn sie es anders meinen als ich gerade. Das ist momentan ein schwer zu realisierender Wunsch, aber solange es eine Möglichkeit gibt, werde ich nicht aufgeben. Und wenn es – im wahrsten Sinne des Wortes – das Letzte ist, was ich tue.

Ich gehe auf den Schuppen zu. Sie sehen mich kommen und leuchten in meine Richtung. Sie rufen mir etwas zu in einer Sprache, die ich nicht verstehe.

Ich gehe weiter.

Der Anfang vom Ende.

Es geht los.

Tag 1

Kapitel 1

Die Schüler saßen bereits im Bus, während ich noch mit einigen Eltern davor stand. Ein Vater klopfte mir auf die Schulter. »Na, wieder drei Tage bezahlten Urlaub, was?«

Ich lächelte ihn gequält an, nicht sicher, ob er einen Witz gemacht hatte oder es ernst meinte. Ich befürchtete Letzteres.

Dr. Kroll, der Schulleiter, parkte seinen SUV auf dem Lehrerparkplatz, sah uns und eilte in unsere Richtung. Mein Verhältnis zu ihm war zwiespältig. Er hatte nicht viel an meiner Arbeit zu beanstanden, mochte mich aber persönlich nicht über die Maßen. Auch meine Einmischung in den Todesfall Menzel vor einigen Monaten sah er nicht uneingeschränkt positiv. Ich war sicher, es wäre ihm lieber gewesen, man hätte es bei der Selbstmordtheorie belassen, statt das Kollegium und die ganze Schule einer solchen medialen Aufmerksamkeit auszusetzen.

»Horvath, Sie fahren also tatsächlich mit?«

Ich zuckte die Schultern. »Es war sonst niemand mehr übrig, und ich habe nicht schnell genug *Nein* gerufen.«

Ersteres bezog sich auf diverse Krankheitsfälle im Kollegium und einen kurzfristig genehmigten Kuraufenthalt des eigentlichen Klassenlehrers der 11c, Letzteres auf das ungeschriebene Schulgesetz, wonach nur ein reflexhaft herausgeschleudertes »Nein, das mach ich auf keinen Fall, was soll ich

denn noch alles machen?« einen davor bewahrte, unliebsamen Tätigkeiten nachkommen zu müssen. Jedes Zögern oder Formulierungen wie »Wenn es niemand sonst macht« oder »Wir können ja mal schauen« wurden in der Regel als unmissverständliches »Ja« interpretiert und mit einer verbindlichen Zusage gleichgesetzt.

»Gut, gut«, sagte er, »wer kommt noch mit?«

»Maria Götz.«

Er nickte wissend und seufzte leicht. »Na dann, viel Glück.« Er wandte sich zum Gehen, drehte sich doch noch einmal um. »Und«, er machte eine Pause, »kein Drama diesmal, Horvath, verstanden?«

Ich sah ihn verblüfft an. War *ich* jetzt hier das Problem?

Kommentarlos wandte ich mich um und betrat als Letzter den Bus.

Ich unterrichtete die 11c erst seit diesem Schuljahr.

Wie mir zugetragen worden war, hatte es in der Vergangenheit eine Menge Grabenkämpfe und Konflikte gegeben, die immer noch schwelten, auch wenn einige schwierige Schüler mittlerweile andere Wege gegangen waren. Die Klassenfahrt zu diesem Zeitpunkt war vor einigen Jahren nach der Umstellung zurück auf G9 als Abschluss für jede Klasse beschlossen worden, bevor es in die Kursstufe ging, in der der alte Klassenverbund aufgelöst wurde.

Ich ließ meinen Blick durch die Reihen schweifen. Da saß sie also, die Jugend von heute in ihrer kompletten Widersprüchlichkeit. Überheblich und naiv, voller Chuzpe und

ohne jede Orientierung. Verletzlich, unsicher und doch gleichzeitig die Damen und Herren des Universums. Hormonell und zerebral malträtiert und nach außen so cool wie ihre medialen Helden.

»Herr Horvath, heute wieder ganz lässig?«, rief Max, von vielen Klassenkameraden und auch Lehrern nur *Mad Max* genannt. Ich vermutete, er bezog sich auf meinen Kleidungsstil, den ich sicher nicht änderte, nur weil es auf Klassenfahrt ging. Davon abgesehen, hatte ich nichts anderes. Ich trug eine dunkelbraune Drillich-Hose, darüber einen eng taillierten schwarzen Mantel mit silbernen Knöpfen. Dazu schwarze Halbschuhe. Ich sah meine Kollegin Maria Götz dem Anlass angemessen mit teuren Wanderschuhen und grün-orangefarbener Funktionskleidung angetan und fragte mich, ob es irgendwo eine Verordnung gab, die es Lehrern vorschrieb, wie man auf Klassenfahrt angezogen zu sein hatte. Bei schulischen Unternehmungen aller Art, Kollegenausflügen oder Klassenfahrten holten sie ihre bunten Outdoorjacken und Trekkingschuhe hervor – für eine seriöse Bergbesteigung gäbe es keinen Spielraum mehr nach oben, sie wären bereits voll ausgerüstet.

Die Schüler allerdings waren beim Thema Kleidung, wie man deutlich sehen konnte, völlig schmerzfrei. Faktoren wie Wetter oder Temperatur spielten bei der morgendlichen Auswahl kaum noch eine Rolle. Dass es Anfang April war, der Himmel dunkelgrau und für die nächsten Tage Temperaturen um den Gefrierpunkt, Regen, Schnee und Starkwind

angekündigt wurden, war kein Grund für sie gewesen, etwas am bewährten Ornat zu ändern. Die Mädchen trugen Sneaker, unsichtbare Sneakersocken, zu kurze Jeans mit Löchern und Rissen. Die Jungs hatten sich nicht die derzeit obligatorischen Trainingshosen nehmen lassen, ein Kleidungsstück, das man seit einiger Zeit nicht mehr zum Trainieren oder Joggen verwendete, sondern als völlig legitime Alltagshose.

»Ihr wisst, was Karl Lagerfeld gesagt hat?«, begann ich meinen Standardspruch. »Wer eine Jogginghose trägt ...«

»... hat die Kontrolle über sein Leben verloren«, rief Max und drehte sich nach hinten um, ob den Dialog auch ja alle mitbekamen. »Das wissen wir, Herr Horvath. Aber wissen Sie was?«

Ich sah ihn schmunzelnd an. Offenbar hatte ich meinen Lagerfeld-Satz schon öfter fallen lassen. Eine Lehrerkrankheit. Wenn sich ein Ausspruch einmal bewährt hatte, wiederholte man ihn über Jahre hinaus immer wieder.

»Lagerfeld ist tot, und wir leben«, beantwortete Max seine Frage selbst. »Deshalb ist uns das total egal, was der gesagt hat. Wir haben trotzdem alles im Griff! Stabil, Herr Horvath.« Einige Schüler lachten.

»He, Ehre, Bruder«, rief sein Sitznachbar, und sie stießen die Fäuste aneinander.

Es war fast schon wieder interessant, welche Renaissance der Begriff *Ehre* in letzter Zeit erfahren hatte, fehlte nur, dass sie irgendwann begannen, sich wieder zu duellieren.

Die Schüler zu duzen fiel mir nicht ganz leicht, denn ei-

gentlich galt für mich ab der elften Klasse, also der Oberstufe, das *Sie*, aber die Schüler hatten inständig darum ersucht, nicht gesiezt zu werden, sie kämen sich sonst vor wie jemand anders, und das würde sie in ihrer sowieso noch instabilen adoleszenten Identität noch mehr desorientieren, als das ohnehin schon der Fall war. Zugegebenermaßen hatten sie es etwas anders ausgedrückt.

Ich ließ mich in der vordersten Busreihe neben Maria Götz nieder. Auch dass die Lehrer vorne zu sitzen hatten, war seit Menschengedenken ein ungeschriebenes Gesetz bei Busfahrten mit Schulklassen. Die Sitzordnung der Schüler entsprach der Hackordnung in der Klasse. Die hinterste Bank, den *Fünfer*, hatte sich die Gruppe um Korbinian Herrwagen gesichert, der mit seinem weißen, viel zu großen Anorak mit der überdimensionalen Fellkapuze optisch besonders hervorstach. In der Nähe der Bustoilette saß das Dreigestirn Mira, Isa und Kristina, die sich lautstark amüsierten. Die jungen Mädchen und ihr rätselhaftes Kichern. Worüber, war für Außenstehende unmöglich zu sagen, ich vermutete manchmal, sie wussten es selbst nicht. Kristina war deutlich zu stark geschminkt. Es kam beim Thema Make-up immer wieder zu Fällen, bei denen man sich als Außenstehender ein gewisses elterliches Korrektiv wünschen würde, aber vielleicht mussten die Eltern morgens früh raus, sodass ihnen entging, wie ihre adoleszenten Kinder das Haus verließen.

Auf der anderen Seite des Gangs saßen Lukas und Neno. Lukas galt als gut aussehend, man schwärmte in den unteren

Klassen sehr für ihn, wie ich wusste, und offenbar nicht nur dort, wenn ich Miras Blicke richtig deutete. Hinter uns, und damit auf den Plätzen, die von den coolen Schülern niemand wollte, saßen die Klassenbesten. Emma und Sophia auf der einen und Paul und Ali auf der anderen Seite. Emma und Sophia lasen in Büchern, Emma hatte die Nase in *Sturmhöhe* gesteckt, wie ich erfreut und verblüfft feststellte, Paul und Ali waren bereits jetzt tief in ein Fantasy-Kartenspiel versunken.

Im Niemandsland hinter den Außenseitern und vor den Coolen saß Vida, ein Mädchen, das dadurch auffiel, dass sie immer schwarz gekleidet war, nie lachte, von ihren Klassenkameraden und der Schule insgesamt offensichtlich gelangweilt war. Ich vermutete, sie saß hier einfach ihre Zeit ab, bis sie wirklich so alt war wie ihre Seele. Ohne dass sie mir dies je signalisiert hätte, vermutete ich, dass sie mich schätzte, ihre Aufsätze – mündlich beteiligte sie sich prinzipiell nicht – ließen erahnen, was für ein Diamant unter der schwarzen Hülle verborgen war. Sie trug außerhalb des Unterrichts immer Kopfhörer, vor einiger Zeit hatte ich sie aus schierem Interesse gefragt, was sie für Musik höre. Wortlos hatte sie mir ihren Kopfhörer hingehalten. Es lief Tom Waits. Einer meiner wenigen Helden aus der populären Musik. Kein Wunder hatte sie keine Freunde.

Der Busfahrer schloss die Türen und fuhr los.

Maria Götz versuchte, mit den Augen zu rollen, aber ihr Zwinkern kam ihr dazwischen. »Darauf freu ich mich wie auf eine Wurzelbehandlung. Und das ein Jahr vor meiner

Pensionierung. Ich dachte, ich käme ohne weitere Klassenfahrt da durch. Aber nix. Murphys Gesetz. Was Schlimmes passieren kann, passiert auch.«

Sie wusste in diesem Moment noch nicht, wie recht sie mit diesem Satz behalten sollte.

Maria Götz hatte einen Tick, der es nicht ganz leicht machte, ihr ins Gesicht zu schauen. Etwa alle zehn Sekunden musste sie ausgiebig zwinkern, und zwar auf eine Weise, die weit über ein einfaches Blinzeln hinausging. Es handelte sich vielmehr um eine Art Zucken, das mitunter auch untere Gesichtspartien bis zum Mund beeinflussen konnte. Es machte einen auf irritierende Art nervös, sich länger mit ihr zu unterhalten, weil man immer auf die nächste Zuckung wartete und gleichzeitig das Bedürfnis verspürte, das eigene Blinzeln zu unterdrücken, vielleicht aus Angst, man sähe dann aus wie Maria Götz.

Ich nickte ihr zustimmend zu, wandte den Blick ab, sah zum Fenster hinaus und bemerkte ungewöhnlich viel Polizeipräsenz auf den Straßen. Dann öffnete ich meine eben noch am Bahnhof erworbene *Badische Zeitung*. Auf den ersten Seiten die üblichen Meldungen aus einer Welt, in der allem Fortschritt zum Trotz die Mächte der Dummheit und des Hasses gegen die Vernunft anschrien.

Ansonsten wurde, laut Zeitung, die Stadt weiter durch eine Einbruchsserie von bisher unbekanntem Ausmaß in Atem gehalten. Mein Zwillingbruder Martin, Hauptkommissar bei der Freiburger Kriminalpolizei, hatte mir davon

schon erzählt. Wie bei der Geschichte vom Hasen und dem Igel waren die Einbrecher der Polizei immer einen Schritt voraus. Auch eine Aufstockung des Polizeipersonals hatte bisher keine nennenswerten Erfolge gebracht, die Täter wechselten die Stadtteile, als wüssten sie im Voraus, wo verstärkte Präsenz zu erwarten war. Dabei wurden sie von Mal zu Mal dreister, unlängst waren sie im Stadtteil Betzenhausen sogar vor Einbruch der Dunkelheit in ein Haus eingestiegen, und das, während sich die ahnungslosen Bewohner im ersten Stock aufhielten.

Wie immer in der Nacht vor einer Klassenfahrt hatte ich schlecht geschlafen, und meine Augenlider wurden schwer. Ich legte die Zeitung weg, um zu dösen, als es hinter mir zu einem aufgeregten Wortwechsel kam.

»Zwei Banküberfälle heute in der Stadt, direkt nacheinander, erst eine Filiale, dann sind die direkt über die Straße und haben gleich noch eine überfallen«, hörte ich einen Schüler rufen, ein anderer wusste von einem sechsstelligen Betrag zu berichten, einige weitere fanden das »krass« oder »cool«. Seit der Serie *Haus des Geldes* waren Bankräuber als popkulturelles Phänomen wieder hoch im Kurs. *Was ist ein Einbruch in eine Bank gegen die Gründung einer Bank*, dachte ich. Bertolt Brecht.

Ich wunderte mich ein wenig, dass Banküberfälle immer noch möglich waren, es kam mir vor wie ein Relikt aus früheren Zeiten, etwas, das man mit dem Wilden Westen assoziierte und nicht so sehr mit dem einundzwanzigsten Jahr-

hundert mit all seinen modernen Möglichkeiten, um Menschen ihr Geld abzunehmen. Für einen Banküberfall muss man schon ganz schön verzweifelt sein, dachte ich, ansonsten benötigt man dafür wohl keine besonderen Fähigkeiten.

Ich lehnte den Kopf gegen die Scheibe und schloss die Augen. Die nächsten Tage würden nicht viele Momente der Ruhe bereithalten.

Klassenfahrt war nichts, was einen Lehrer in Euphorie versetzte, für die meisten war es ein notwendiges Übel, das man regelmäßig über sich ergehen lassen musste, etwa wie die alljährliche Vorsorgeuntersuchung. Manche Kollegen zählten die verbleibenden Jahre bis zur Pensionierung in potenziell zu absolvierenden Klassenfahrten. Aber mir machte das wenig aus, zumindest dieses Mal. Die Fahrt riss mich aus meiner Routine, die mein Leben nach den Ereignissen vom letzten Herbst schon wieder schneller bestimmte, als mir lieb war. Die Wochentage ähnelten sich, die Wochenenden auch.

Die Ermittlungen um den Tod meines Kollegen Menzel hatten mich aufgerüttelt wie lange nichts. Und dann war da Betty gewesen. Betty DeVille, die Assistentin meines Bruders Martin, in deren Augen man ertrinken konnte und die mir nicht nur das Leben rettete, sondern plötzlich und unerwartet in selbiges getreten war, für kurze Zeit ganz nah bei mir blieb und dann wieder verschwand und mich mit mehr Fragen als Antworten zurückließ. Eine Zeit lang hatte ich wenigstens noch Alpträume gehabt von den dramatischen Ereignissen, doch irgendwann waren sogar die ausgeblieben,

und nun war nichts mehr übrig außer verblässenden Erinnerungen und einem sich wiederholenden Alltag, bestehend aus Unterricht, Korrekturen, Tai-Chi und der wöchentlichen Absinthrunde am Sonntagnachmittag.

Ein besonders scheußlicher Deutschrapp, der hinter mir aus einem Lautsprecher dröhnte, riss mich aus meiner Ruhe. Ich seufzte, hin- und hergerissen, ob ich Milde walten oder dem Blödsinn ein Ende bereiten sollte. Mad Max, sein Kumpel David und einige andere posierten zu dem Musikunfug vor ihren Handys, machten Kussmünder und alberne Posen.

Ich mach dich mit meiner Uzi platt, ich bin der König von dieser Stadt, meine Straftaten sind meine Texte, wo ich aufschlag, gibt es Tote und Verletzte.

Es hatte Zeiten gegeben, da hatte ich keine Gelegenheit ausgelassen, den Schülern, die so etwas hörten, die Unsäglichkeit dieser Texte vor Augen zu führen, aber mittlerweile hatte ich begriffen, dass es das nur schlimmer machte. Es war ihr zaghafter Versuch der Rebellion, je mehr Erwachsene sich echaufferten, desto besser. Sonst konnte man als Jugendlicher ja nichts mehr tun, um sich aufzulehnen, wenn Eltern und Lehrer liberaler waren als man selbst.

Ich war lange genug Lehrer, um zu wissen: Die Zeit würde das Problem lösen. Oder auch nicht. Tun konnte man nichts dagegen.

Ich sah, wie Maria Götz hektisch aufsprang, den Schülern etwas zurief, was aber niemand verstand – auch, weil fast alle Kopfhörer in den Ohren hatten –, und sich wieder setzte. Die

Kollegin war seit Jahren ein Grenzfall, nervlich überstrapaziert, chronisch überfordert und ohne jede Autorität bei den Schülerinnen und Schülern. Sie hatte natürlich versucht, die Klassenfahrt abzugeben, doch eine weibliche Begleitperson war Pflicht, und es gab nur noch zwei weitere Frauen, die in der Klasse unterrichteten, beides junge Mütter mit halbem Deputat, die unmöglich drei Tage von zu Hause wegkonnten.

»He, macht mal den Scheiß aus, Digger«, rief Isa den Deuschrap-Jungs zu, worauf sich ein Tumult erhob, dem der Busfahrer, bevor ich eingreifen konnte, mit einem deutlichen »Entweder es ist hier gleich Ruhe, oder ihr steigt alle aus!« Einhalt gebot.

Denn aussteigen wollte hier niemand.

Ich sah hinaus in die graugrüne Landschaft. Wir fuhren gerade durch das *Höllental* den Schwarzwald hinauf. Der Name passte, zumal bei den Bedingungen, die da draußen herrschten. Zu beiden Seiten der nadelöhrenigen Straße erhoben sich schroffe Felsen. Wir passierten den *Hirschsprung*: linker Hand dieser eigentümlich geformte, einzeln stehende Felsen mit dem Kreuz darauf, rechts der Felsen mit der Hirschstatue, jener Ort, an dem, der Legende nach, sich einst ein Hirsch durch einen beherzten Sprung über das Tal, durch das wir gerade fuhren, von einer Seite zur gegenüberliegenden gerettet hatte.

Die Welt wurde eng an dieser Stelle, man fühlte sich klein und unbedeutend angesichts der steilen Felswände zu beiden Seiten.

Oberhalb verliefen die Gleise der Höllentalbahn, vor langer Zeit mit übermenschlicher Anstrengung in den Felsen geschlagen. Nach dem alten Bahnhof *Hirschsprung* hatte man kurz den Eindruck, eine imposante Steilwand aus graugrünen Tannen käme direkt auf den Reisenden zu, doch dann bog die Straße scharf nach links ab, und die Welt öffnete sich ein wenig, wobei die regennasse Fahrbahn, gesäumt von Eichen, Buchen und vor allem Kiefern, die wie stumme Wächter auf uns herabblickten, mit Felsen und Himmel eine graue, undurchdringliche Einheit bildete.

Die Wolken hingen tief hinab ins Tal, durch einzelne Löcher konnte man einen dunkelgrauen Himmel erahnen, aus dem sich ein schwerer Schneeregen auf die Landschaft und die Scheiben unseres Busses ergoss. Nach einer Weile stieg die Straße noch einmal deutlich an und wand sich in Serpentinaen immer höher hinauf.

Noch ein paar Zeilen von Brecht fielen mir ein: *Ich bin aus den schwarzen Wäldern. Meine Mutter trug mich in die Städte hinein, als ich in ihrem Leib lag. Und die Kälte der Wälder wird in mir bis zu meinem Absterben sein.*

Starke Worte, auch wenn er in Wirklichkeit aus Augsburg kam.